

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 7 (1900)

Heft: 17

Artikel: Die ethische und intellektuelle Bedeutung des Naturgefühles und seine Pflege durch den Unterricht : Arbeit der Sektion Luzern

Autor: Brugger, X.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-537216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die ethische und intellektuelle Bedeutung des Naturgefühles und seine Pflege durch den Unterricht.

(Arbeit der Sektion Luzern von Lehrer X. Brugger in Ebikon.)

Nota: „Es kommt alles darauf an, daß wir unsern Schülern die Natur als ein Werk Gottes zeigen, worin sein lebendiger Odem weht.“

Wir können die Natur mit oder ohne Gott betrachten. Betrachten wir sie als ein Werk Gottes, dann treten wir mit dem Nichtgöttlichen in Beziehung zum Göttlichen. Ist Gott schon durch seine eigene Vollkommenheit für sich unendlich glücklich, so wollte er durch die Erschaffung der Welt auch andere Dinge nach dem Maße ihrer Empfänglichkeit an seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit teilnehmen lassen. Die Natur ist somit nicht nur ein Zeugnis der Allmacht Gottes, sondern auch eine Offenbarung seiner unendlichen Liebe, Weisheit und Güte. Als gütiger Gott hat er sich aber noch geoffenbaret, daß er vernünftige Geschöpfe erschuf, nicht bloß Abbilder, sondern Ebenbilder Gottes, die seiner spezifischen Vollkommenheit in unendlicher Weise teilhaftig und befähigt sind, ihn im Spiegel der Welt zu erkennen und zu verherrlichen. Da aber das Erkennen des Menschen die Endlichkeit und Beschränktheit seines Wesens teilt und ein und derselbe Gegenstand verschieden betrachtet werden kann, so führt auch nicht jede Naturbetrachtung zur Erkenntnis Gottes. Je weiter sie aber von Gott abirrt, desto unvollkommener ist auch das Erkennen der Natur, und desto reger sind die Gefühle, die dasselbe begleiten. Nur durch Gott gewinnt der Mensch wahre Erkenntnis der Natur und jenes beseligende Gefühl, das ihn zur Verherrlichung seines Schöpfers hinzieht und den mächtigen Impuls erweckt, sich noch tiefer in das Studium der Werke Gottes zu vertiefen.

Das Naturgefühl hat mithin eine religiös-sittliche und eine intellektuelle Bedeutung. Da aber der Wert der Naturgefühle von der Art und Weise der Betrachtung abhängt, so ist es angezeigt, die Hauptmomente einer wahren Naturbetrachtung nach obigen zwei Richtungen auseinander zu halten und dann einige Winke zu geben, wie es dem Unterrichte möglich ist, das Kind auf den Standpunkt einer wahren Würdigung der natürlichen Offenbarung Gottes zu bringen.

1. Das ethische Moment.

Wer will beschreiben die Kraft jener Erstlingstage, als die Natur noch in jugendlicher, ungetrübter Schönheit als ein unentweihter Spiegel der Allmacht und Güte Gottes erstrahlte! Und wer kann die irdische Glückseligkeit, deren sich die Stammeltern im Paradiese, jenem Garten, der alle Wunder der Natur in sich vereinigte, erfreuten, erfassen! Zwischen

Gott und seinen Geschöpfen einerseits und zwischen dem Menschen und der Natur anderseits herrschte die schönste Harmonie. „Der hl. Geist“, heißt es, „erhöhte die natürlichen Geisteskräfte der ersten Menschen, so daß sie hineinblickten in das Wesen und die Kräfte der Natur. Adam gab den Blumen ihren Namen und benannte auch die Tiere nach ihren geistigen Eigenschaften.“ Aber es kam der Sündenfall, der nicht nur die schönsten Blüten der Seelenkräfte darnieder legte, sondern auch die Natur entehrte. „Schaut ihn an, den Menschen, man nennt ihn die Krone der Schöpfung; seine Geschichte ist angefüllt mit Greueln jeder Art, er ist sich selbst ein schrecklicher Feind, er ist ein Feind allem Lebendigem, sowie dieses ihm; kein lebendes Wesen im Naturzustande nähert sich ihm, alles flieht, fürchtet ihn und selbst die bewußtlose Natur bäumt sich großend gegen ihn auf und begräbt ihn unter ihren Trümmern. Kann der Mensch so aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sein? Nein, und abermals nein, hier hat ein Riß stattgefunden zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, ein Riß, welcher das Geschöpf von Gott los riß, ein Riß durch die Schuld des Menschen, eine ewige, von ihm dem Geschöpfe, nicht mehr zu tilgende Schuld.“ (Schelling)

Und je mehr die menschliche Vernunft durch überhandnehmende Sünde und Greuel verdunkelt wurde, desto mehr verlor sich auch im Menschen der Offenbarungsglaube; er betrachtete die Natur nicht mehr als das Werk des einen wahren Gottes; jedes edle Naturgefühl und mithin alle Freude an der Natur war verloren gegangen. Nur noch was unmittelbar als Wohltat empfunden wurde oder Furcht und Zittern erregte, bot allgemeines Interesse. Es entstand der Mythos, der unermessliche blaue Äther, an welchen wir in riesenhaften Wolkenmassen Göttergestalten und Götterburgen erblicken, teils in helles Sonnengold getaucht, teils gewitterschwanger, in Blitzen lohend, von Donnerschlägen durchwettert und in schauriger Erhabenheit schön. Sonne, Mond und Sterne, Naturkräfte und Natur-Erscheinungen wurden personifiziert und als Gottheiten verehrt. Im Gewölk, das von Blitzen durchflammt, von Wetterchlägen durchhallt war, mußte ein zürnender Donnergott wohnen, das Brausen des Orkans war das Wehen der Riesenschwingen einer Sturmgottheit, aus dem Gebrüll der Meereswogen zürnte der Geist der Gewässer. Durch alle drei Reiche der Natur zog sich der Aberglaube des Mythos und wob Göttergestalten in bunter, tausendfacher Form und Gestalt. Von der Wiege bis zum Grabe schöpfte der Mensch aus Brunnen und Bächen Orakel, und die Zaubertwirkung gewisser Gegenstände und Erscheinungen hielt ihn immer in banger Hoffnung. So stand es bei allen heidnischen Völkern und selbst bei den Griechen und

Römern, den gebildetsten Völkern des Altertums, die in der Poesie und Kunst so unnachahmliche Musterwerke erzeugten, scheint die Natur mehr den Verstand als das moralische Gefühl zu interessieren; weder der Grieche noch der Römer hing mit Innigkeit an der Natur. „Leidenschaften in Taten ausbrechend fesselten fast allein den Sinn, und ein bewegtes öffentliches Volksleben zog ab von der freudigen Versenkung in das stille Treiben der Natur.“

Wie ganz anders dagegen ist die Naturbetrachtung der Hebräer, des Volkes Gottes! Von Gott auserwählt, hat er es befreit aus der Sklaverei der Ägypter durch zehn schreckliche Natur-Ereignisse und es erzogen in den Schrecknissen der Wüste; unter Blitz und Donner in Wolken gehüllt, hat er vom Berge Sinai ihm seinen Willen kund getan. Es ist ein charakteristisches Kennzeichen, daß die Naturbetrachtungen der Israeliten stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßten, so wohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume, und immer in Beziehung auf eine höher walltende geistige Macht und als der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Die Gedanken und Gefühle einer solchen Naturbetrachtung sind deshalb groß und erhaben und nirgends schöner ausgedrückt als in der Bibel. Die Naturbilder des Buches Hiob, welches als die Perle der hebräischen Poesie gilt, machen immer einen tiefen Eindruck. „Der Herr wandelt auf des Meeres Höhen, auf dem Rücken der vom Sturme aufgetürmten Wellen. — Die Morgenröte erfaßt der Erde Saum und gestaltet mannigfach die Wolkenhülle, wie des Menschenhand den bildsamen Ton.“

Auch die Psalmen Davids sind erhaben und großartig. In dem einzigen 104. Psalm ist das Bild des ganzen Kosmos dargelegt: „Der Herr, mit Licht umhüllet, hat den Himmel wie einen Teppich ausgespannt. Er hat den Erdball auf sich selbst gegründet, daß er in Ewigkeit nicht wankt. Die Gewässer quollen von den Bergen herab in die Täler, zu den Orten, die ihnen beschieden: daß sie nicht überschreiten die ihnen gesetzten Grenzen, aber tränken alles Wild des Feldes. Der Lüfte Vögel fingen unter dem Laube hervor. Saftvoll stehen des Ewigen Bäume, Libanons Cedern, die der Herr selbst gepflanzt: daß sich das Federwild dort niste und auf Tannen sein Gehäus der Habicht baue.“ Es wird beschrieben „das Weltmeer, in dem es wimmelt von Leben ohne Zahl. Da wandeln die Schiffe, und es regt sich das Ungeheuer, das du schufest, darin zu scherzen.“ — Die Himmelskörper geben diesem Naturbilde seine Vollendung. „Der Herr schuf den Mond, die Zeiten einzuteilen: die Sonne, die das Ziel kennt ihrer Bahn. Es wird Nacht

da schwärmt Gewild umher. Nach Raub brüllen junge Löwen und verlangen Speise von Gott. Erscheint die Sonne, so heben sie sich davon und lagern sich in ihre Höhlen; dann geht der Mensch zu seiner Arbeit, zu seinem Tagewerk bis zum Abend.“

Mit der Verbreitung des Christentums feierte auch die Natur ihre Wiedergeburt. Unter dem Banner des Kreuzes begann ihre Entsündigung und vollzieht sich immer fort durch die Segnungen der Kirche Gottes und durch die fortschreitende Kultur, deren Anfang, Bestand und Erfolg sich auf dem Christentume gründen. Wo schaurige Wildnis war, da taten Mönche, arme Einsiedler, den ersten Spatenstich: es entstanden herrliche Gärten und um diese herum durch die Gnadenwirkungen unserer hl. Religion gesittete Völker. Jetzt erheben sich da herrliche Städte und Dörfer, saftige Wiesen und üppige Felder mit wogenden Saaten; ja, wie ein Garten ist das Land zu schauen!

Wie das Christentum für die Freiheit der Völker bis in die untersten Volksklassen wohlthätig wirkte, so erweiterte es auch den Blick in die freie Natur. Die christliche Richtung des Gemüthes war die: aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und Güte des Schöpfers zu beweisen. Da stehen in erster Reihe oben an die Homilien des hl. Basilus. So beschreibt er die Milde der ewig heitern Nächte in Kleinasien: wo, wie er sich ausdrückte, die Sterne, „die ewigen Blüten des Himmels,“ den Geist des Menschen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren erheben. Er beschreibt die Schönheit der Meeresfläche: „wie sie, vom Hauch der Lüfte sanft bewegt, vielfarbig, bald weißes, bald blaues, bald rötliches Licht zurück wirft; wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen.“ Dieselbe gefühlvolle, der Natur zugewandte Stimmung finden wir in den Erzeugnissen von Gregorius, Ambrosius und Hieronymus, deren viele als Sonntagshymnen in die Tageszeiten der Kirche aufgenommen wurden.“

Welche Macht die Schönheit der Natur auf ein empfängliches religiöses Gemüt auszuüben vermag, das zeigt uns folgende Stelle aus den Tagebüchern Christoph Columbus, wo er Cuba schildert, wie folgt: „Die Anmut dieses neuen Landes steht hoch über der campina de Cordoba. Alle Bäume glänzen von immer grünem Laube und sind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden stehen die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte sind lau wie im April in Castilien; es singt die Nachtigall süßer, als man es beschreiben kann. Bei Nacht singen wieder süß andere Vögel; auch höre ich unsern Grasshüpfer und die Frösche. Einmal kam ich in eine tief eingeschlossene Hafensbucht und sah, was kein Auge gesehen: hohes Gebirge, von dem lieblich die Wasser herabströmen. Das Gebirge

war bedeckt mit Tannen und andern vielfach gestalteten mit schönen Blüten geschmückten Bäumen. Den Strom hinaufsteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erstaunt über die kühlen Schatten, die kristallklaren Wasser und die Zahl der Singvögel. Es war mir, als möchte ich so einen Ort nie verlassen, als könnten tausend Zungen dies alles nicht wiedergeben, als weigerte sich die verzauberte Hand, es niederzuschreiben.“

Je nach der individuellen Auffassung und der nationalen Eigentümlichkeit hat sich auch unter den christlichen Völkern das Naturgefühl in verschiedenen Formen, sowohl in der Prosa als in der Poesie geoffenbart. —

So betrachtete die alte germanische Poesie das Naturleben gern mit menschlichem Auge; sie leiht den Tieren und bisweilen selbst den Pflanzen Sinn und Empfindung des Menschen, indem sie phantasiereich und kindlich alles Wahrgenommene in Gestalt und Treiben zu deuten weiß. Die nicht an den Boden gefesselten mit Stimmen begabten, leidenschaftlich aufgeregten Tiere kontrastieren mit dem Stilleben der schweigsamen Pflanzen. So entstunden das deutsche Tier-Epos und die Märchen und Sagen der Pflanzen-Welt, die alle von einem innigen Naturgeföhle zeugen.

Diesem entgegengesetzt sind die Iyrischen Dichtungen des 13. Jahrhunderts. Wer hat nicht schon gehört von der ritterlichen Poesie des Minnesängers in der hohenstaufischen Zeit! Sie reden oft genug von dem wilden Mai, dem Gesang der Nachtigall, dem Tau, welcher an den Blüten der Haide glänzt.

Herrliche Blüten eines reinen Naturgeföhls trieben die episch-Iyrischen Dichtungen der folgenden Jahrhunderte. Die Erzeugnisse eines Kleist, Klopstock, von F. L. Stollberg und andern mehr, sind wahre Hymnen, die dem religiösen Geiste und Geföhle des deutschen Volkes Ehre machen.

Und was hat die neuere Kultur gebracht? (Fortsetzung folgt.)

Humor.

Bitter. Gattin: „Die chinesische Civilisation ist wohl sehr alt!“

Gatte: „Ja, denn China ist das erste Land, in dem die Frauen Schuhe trugen, die ihnen zu klein waren.“

Fatale Klausel. „Gratuliere Spund! Du hast ja deine alte Tante beerbt?“

„Ja wohl werde aber wahrscheinlich keinen Pfennig bekommen!“

„Wieso?“

„Soll das Geld erst nach bestandnem Examen erhalten!“